

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerley Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257595](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257595)

Allerley Neues zu Spaß und Ernst.

Der Hausfreund macht seinem Leser ein Gesicht, nämlich ein freundliches, so viel Scherz und Ernst durcheinander, wie Apriltage, vertragen mögen, und bittet ihn diesesmal, das Titelblatt des heurigen Häselens, nämlich des Kalenders, anzusehen. Da hat sich geändert und statt der bisherigen Dreyer, die zehnmal wiedergekommen sind, und bey denen manchem Leser die Zeit lang genug geworden seyn mag, wenn ihn der Schuß irgendwo brückte, ist jetzt ein Dreyer gekommen mit einer nichtswürdigen Null, die aber diesmal am rechten Fleck steht und ist nicht 1805, sondern 1850. So oft aber im Kalender eine Null hinten hin kommt, was alle hundert Jahre akkurat zehnmal geschieht (dann giebt's das nächstemal gar zwey, 1900, wer's erleben mag), so hält der Hausfreund ein wenig, setzt sich mit seinem Leser auf einen Marschstein oder auf einen Berg und sieht ein wenig rückwärts. Ist doch fast gar das erste Drittel des Wegs bis zu den zwey nächsten Nullen vorbei und ist seit den letzten zweyen mehr passiert, als sonst in hundert Jahren und mehr. Freylich ist Napoleon zwischen 1820 und 1850 gestorben, einsam und verlassen auf einer kleinen Insel, weit, weit im Meer, wo sich Fuchs und Haas gute Nacht sagen, so wird doch Mancher noch lang an ihn denken, der eine so, der andere anderst, wie er's jedem gemacht hat; wiewohl man es nicht jedem recht machen kann und Bonapart ist nicht immer darauf ausgegangen. Also in den letzten dreyßig Jahren hat der geneigte Leser aus einem französischen Officier einen Kaiser werden sehen, nicht überall von Gottes Gnaden, wohl auch von Gottes Ungnaden. Aber nachdem er alles teutsche Volk mit seinen Franzosen heimgesucht und überall alles anderst gemacht, und sein Blut auf fremder Leute Thron gesetzt hatte, wie Kukulster, da stürzte sein Sinn, der unter heißer Sonne geboren war, nach dem kalten, wo das Gestirn des großen Bären haust, wenn es der geneigte Leser am Himmel zu finden weiß; der streckte seine Laken gegen ihn und hatte er sich bey dem Brand zu Moskau die Finger verbrannt, so durfte er zur Abwechslung im Rückweg die Behen ein bißchen erfrieren. Ob nicht der Leser selber etwas dabey eingebüßt hat, einen großen Behen oder kleinen Finger, oder gar in der Berezina ertrunken ist? Da stieß Bonapart und erst, da sie ihn ganz im Sarn hatten, gab er den Franzosen ihren König und die Ruhe wieder und er — spazierte nach der Insel Elba, die gerade so groß ist, daß er sonst eine Meierey darauf würde angelegt haben. Drum wurde es ihm auch zu eng und da die Knechte schliefen, kam der Feind und säete Unkraut und stübte die Ruhe wieder einmal, bis ers endlich in den Niederlanden ganz verspielte und stoh. Wer hätte aber gedacht, daß er sich seinen ärgsten Feinden, den Engländern, in die Hände liefern würde, die ihn eben noch bey Waaterloo recht ausgestäubt hatten? Aber so machte er es und die aus Dankbarkeit für sein Vertrauen sperreten ihn auf der Insel Helena ein, wie einen Raubvogel, und hüteten ihn mit Sorgfalt. Jetzt ist er todt und wer sein Grab sehen will, mag dahin wallfahren; es steht eine Trauerweibe drauf und man hat von seinem Grab aus eine gute Aussicht, wenn man sonst ein gutes Gewissen hat; wiewohl das ist der Fall, auch wenn man nicht auf St. Helena als General Bonapart stirbt. Das ist der Mann, der in den letzten dreyßig Jahren so arg gerumort hat. Ein jeglicher Knecht steht und fällt seinem eigenen Herrn. Der Hausfreund hebt gegen Niemand einen Stein auf, absonderlich wenn er gar todt ist, wie Bonapart.

Mit den Herrn Bettlern und Bräbern des Verschoenen giengs auch so, sie verschwanden, wie sie gekommen waren, auffer wenn sich einer recht beliebt gemacht hatte. Also erbielt Spanien, Unteritalien, Holland u. s. w. seine alten Könige wieder und erwartete bessere Tage, wiewohl sie nicht überall kamen, z. E. in Spanien, da dauerte es nicht lange, so stand der Vater gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder und die Kirchen

läuteten Sturm statt Frieden. Krautige Zeit! sie hat noch kein Ende und ihre Nachbarn, die Portugiesen, machen es jetzt nicht besser; da möchte Mancher nicht gern halten, was er zu seiner Zeit versprochen hat, und ist es dort schwerer zu halten, so ist noch schlimmer reden. (Der Hausfreund und seine Leser taugten nicht dorthin.) Der alte Vater, der König Johann, ist todt und seine Söhne sind unclias, weil der jüngere nicht unter dem ältern, der über der See in Südamerika haust, stehen will, wie es ihm doch von Nechitzwegen zukommt. In England wird noch alles häßlich gewogen und wo die Zunge in der Wage sich hinneigt, da steht auch die Zunge im Mund, das Schwert und die Flotte. Nur bey den Staaten in Süd-Amerika haben sie ein heftiges Wort geredet: „Ihr sollt frey seyn und nach Niemand was fragen müssen, als nach wem ihr wollt.“ Aber der Mann, der so redete, schläft und sein Name war Canning. Eben so sagten sie zu den katholischen Vätern in Irland: „Ihr sollt hinfüro auch frey seyn, wie die Protestanten und zu allen Meinern gelangen können im Staate, bis auf eins und das andere.“ Das hat Nähe gekostet, bis es so weit war. Aber was die Freyheit von Griechenland betrifft, wo indessen ein Präsident aufgestellt ist, der Graf Kapo d'Istria, der soll den verworrenen Knäuel wieder zurecht machen, da halfen sie zwar die Flotte der Türken in Navarin ein bisschen verbrennen, aber sie fürchten sich vor den Russen und haben die Wage schon wieder in der Hand. Nämlich Rußland, Frankreich und England, die haben es nicht mehr länger ansehen können und haben zu den Türken gesagt, sie sollen die armen Griechen ungeschoren lassen, sonst hätten sie es mit ihnen zu thun. Wer aber nichts darnach fragte, das waren die Türken. Ja sie haben sogar den Russen die Faust unter die Nas gehalten von wegen der Wolbau und Wallachey, die sie den Russen zum Theil abtreten sollten und habens nicht gethan. Deswegen langten die Russen zu und haben Anno 1828 schon Handel angefangen, Anno 1829 fortgesetzt und da der Hausfreund eben dieses berichtet, kann schon viel zwischen Rußland und der Türkei geschehen seyn. Der Ruß packt aber den Türken hinten und vornen auf einmal an, in Asien und Europa und will ihm sogar das Maul zubalsten, nämlich er will ihm die Frucht verschperren und sie haben schon hier und da in Konstantinopel vom Bretteners Hänblein geredet; ein Paar Väter sind gehängt worden auf der Extrapost; in der Türkei wachsen die Galgen und die Väter gleich geschwind und man kann dort fast immer einen Väter auf einen Galgen rechnen und umgekehrt. Weil aber die Engländer bey so einer Sperre verlieren und auch die Schifffahrt überhaupt gehindert ist, so parliren sie schon lang hin und her, aber der Ruß hat andere Dinge zu thun. Die Preußen sind neutral bey der Sache und die Oesterreicher können auch nichts anderes thun; sie lassen es bey'm Allen. Sogar der Heimath des Hausfreundes hat man Unfrieden gedroht; er hat sich aber auf die hinteren Füße gestellt und hat vor der Hand Ruhe. Wer hätte das vor dreißig Jahren gedacht?

Aber so gehts, geneigter Leser. Man hätte vor dreißig Jahren noch gar viel nicht gedacht und hat doch dran denken müssen, und wie wird es aussehen, wenn wieder eine Null kommt, wie ein Vollmond, da man schreibt 1840 und gar zwey, 1900? Der Hausfreund hat das Prophezeihen nicht gelernt, außer was das Wetter anlangt, und da behaupten die Leute fallire er hier und da. Aber er kann gewiß nichts dafür, ein anderer macht das Wetter, ein anderer den Kalender und wenn es hernach nicht zutrifft, so sollen die Querulanten und Mißvergünstigen den Wettermacher am Kopf kriegen, und nicht den Kalendermacher, der an solchen Verstößen so unschuldig ist, wie das Kind in Mutterleib. Schreibt er nicht den Kalender zuerst auf ein ganzes Jahr? Warum richtet sich das Wetter nicht darnach?

Was aber den heurigen Jahrgang betrifft, so muß der Leser denken: der Hausfreund ist ein besonderer Mensch und wer mit viel Leuten zu thun hat, wie er, darf auch was besonderes an sich haben, ohne daß es ihm immer übel steht. Der Hausfreund sagt den Spaß im Ernst und den Ernst im Spaß und meynt allemal gut; nur sieht man es nicht immer gleich, wie er es meynt: er hat eben seine Naupen.

Fürs zweyte, so reicht der Hausfreund seinem Leser pro 1830 freundlich die Hand und wünscht ihm für den Spaß und Ernst, wenns Thränen im Lachen und Weinen giebt,

einen frohen Sinn; so viel Freude, daß er nicht im Ernst untergeht, wie ein zu schwer beladenes Schiff, so viel Ernst, daß er nicht vor Freude überschnappt, wie ein allzuleichtes Schiff auch leicht umwehrt. Kurz er wünscht ihm gerade die rechte Ladung. Wenn die nächste Noth kommt, wollen wir sehen, wie dieser Neujahrswunsch ausgefallen ist.

Zum dritten aber, bis dieses andere Drittel herum ist bis 1860 oder 1866 $\frac{1}{2}$, so wünscht der Hausfreund seinem Leser gesunde Zähne, damit er es erlebt. Bis dahin hat der Hausfreund vielleicht ausgenagt und einem andern Hausfreunde Platz gemacht. Hausfreunde werden nicht nach Sankt Helena geschickt.

Zum vierten, wenn der Leser seinem Hausfreund gute Worte giebt, so verspricht er ihm zu erzählen, wer Meister worden, der Lark oder der Auk. Prophezeien will er nichts, weil er schon ein Paar mal dabey gewesen ist, daß einer seinen außerordentlichen Verstand hat zeigen wollen und der liebe Gott hat ihm das Gegentheil gezeigt, noch ehe vier Wochen herum waren.

Noch ein ökonomischer Versuch.

Vielleicht daß der Leser auch in der königlichen Brandversicherungs Gesellschaft ist und läßt sich gegen alle Brände versichern, nur gegen die nicht, wenn er den Wein statt in den untersten Stock, in den Keller, in den obern Stock, in den Kopf bringt. Nämlich der Nathan Weißbäcker, ein Probierstein für alle Handelsleute, war auch drin und heute in die Kompanie aufgenommen, wußt er morgen schon sehen, wie es drin thut und ob man auch sein Sach gehörig bekommt. Also giebt er dem kleinen Josephyen das Licht und heißt ihn einen Vorhang anzufinden, der war alt und gelb vom Rauch. Den andern Tag gieng er zum Herrn Agenten und klagt ihm seinen Unschick und wie er den Betrag mit vier Gulden heraus begehrt, aus der Kompanie. Das war dem Agenten schon recht, allein die Sache mußte gerichtlich gehen, sonst zahlt die Kompanie nichts. So gehen sie also vor Amt und geben alles an, wie es gegangen war. Der Herr Amtmann aber hatte den Schnuppen nicht und war der Nathan gescheut, war's der Herr Amtmann auch. „Weil ihr das Glück gehabt habt, euren Vorhang zu verbrennen, so erhaltet ihr freylich eure vier Gulden, weil ihr aber das Unglück gehabt habt, den Brand zu verhehlen und keine Anzeige davon zu machen, so zahlt ihr 6 fl. Vollzeustrafe.“

Da zahlte der Agent vier Gulden und der pfiffige Nathan legte noch zwey drauf und schickte es dem Herrn Amtmann. War das nicht auch ein ökonomischer Versuch? Jetzt wußt er erst, wie's in der Kompanie thut.

Das Selbstgespräch.

Es war einmal ein Spitzbube, der war nicht unseres Glaubens, und auch nicht der erste Spitzbube, wiewohl auch nicht der letzte. Aus purem Mißgehen hat er nie mehr als zehn Prozent genommen und nur auf die ersten zwey Jahrelein die Zinsen am Kapital abgestrichen, die und da eine Milch mit einbedungen; dieses fürs Leben, jenes fürs Sterben. Und weil er nun einmal in einem Prozeß verwickelt war, wo er ein wenig über die Schnur gehauen hatte und gegen das Landrecht gesündigt, so kam er zu einem, der hatte darin etwas zu sagen und war eben daran, sich selber zu rasiren, wie sonst der andere die Leute rasirte. Das sagte zwar das Dienstmädlein und daß der Herr nicht zu sprechen sey. Allein was fragt so einer darnach? Er läßt sich treten, er läßt sich schlagen, wenn er nur heim kommt reich und in dieser angestammten edeln Frechheit trat er herein, als eben der Herr sich einsalfte und dachte der eine: „Wart nur, ich will dir's auch so machen, wenn du mir helfen willst!“ so brummte der andere, wie er ihn hinter sich hereintreten sah, im Spiegel: „Wart nur, du Spitzbub! du Leutschinder! du Blutzapfer und Kämlichspalter! hat dich der Teufel schon wieder da!“ Das Alles harte der Schelm und noch mehr, was einem Andern schwer aufs Herz gefallen wäre! Ihm nicht sondern, wie sich der Herr umbrehte, so machte er einen tiefen Katzenbuckel und sprach halbblödelnd: „Verzeihen Sie, gestrenger Herr, daß ich Sie geküßt habe. Drum hab ich warten wollen, bis Sie mit sich selbst im Spiegel ausgerebet hätten. Verzeihen Sie!“

Der Hirtenknabe.

Folgendes Geschichtlein, was aber nicht hie-
ländisch ist, wie der Leser ihm gleich ansehen wird,
hat ein unbekannter, werther Korrespondent und
einer vom Fach, dem Hausfreund zugestellt und
bittet im voraus den Leser, daran abzusehen, wie
wie schön es stehe, wenn jemand, der von unten
hoch hinauf gestiegen ist, dennoch oben nicht ver-
gibt, was er unten war. Eine schöne Lehre und
da der Hausfreund nicht weiß, ob sich vielleicht
ein künftiger Minister unter seinen jetzigen Lesern
befindet, so will er den unsichtbaren Freund jetzt
sein Geschichtlein vom jungen Ali erzählen lassen.

Um sich von den Regierungssorgen frey
und an dem himmlischen Tage Luft zu machen,
zog der Schach Abbas von Persien mit seinem
ganzen Gefolge auf die Jagd. Der König hatte
bald das Glück, auf einen Reu zu stoßen, den er
mit solcher Hitze verfolgte, daß er sich von seinen
Begleitern zu weit entfernte und in einem dichten
Walde den Weg verlor. Vergeblich kieß er et-
lichmal in sein silbernes Jagdhorn; nur er
antwortete sich selbst und der Wiederhall, der
mit sich selbst schwächt, gab Antwort. Da sank
die Sonne und Abbas, müd wie er war, kam
endlich in ein Thal, wo viele Däpflein rieselten.
Hier erblickte er einen Knaben von zwölf Jahren,
den Sohn eines armen Landmannes. Freund-
lich wieß Ali, so hieß der Knabe, den König zu-
rechte und brachte ihn auf den rechten Weg.
Über die schöne, anmuthige Gestalt des Knaben
sein liebliches Wesen, der Verstand, der aus
Wort und Aug hervorleuchtete, gewannen den
König und hielten ihn mit solcher Liebe sogleich
an dem Knaben fest, daß er bey sich beschloß:
der Junge kann etwas rechtes werden, und
das soll er durch mich und für mich werden. Ich
will versuchen! Doch wollte der gute Schach
den Ali nicht gleichsam rauben, sondern ihn sich
von den Eltern ausbitten. Waren sie doch arm
und hatten nur Käse und Milch zur Nahrung
und für den jungen Ali sonst auch nichts. Aber
ihr Herz war voll Liebe zu ihrem Kinde und
darum stossen welche Thränen aus ihren Augen,
als sie ihn dem Könige schenkten, und sahen
und hörten nicht, wie freygebig der König ge-
gen sie gewesen war; aber ein Herz hat kein
König Gewalt. Endlich trennten sie sich und
Ali sah oft nach den Eltern um, welche unter
der Hütte standen und nachsahen, so weit sie
des Königs Pferd sehen konnten. Wie nun

Abbas dahelam war, da ließ er den Ali lesen
und schreiben lehren und was sonst noch ge-
lehrte Leute in Persien wußten, und was der
geneigte Leser auch kann, weil er sonst kein
Leser seyn könnte. Aber auch Tagen, Fächten,
Reiten mußte er lernen und Ali lernte es trotz
einem. Ja er wurde ein mannhafter Jän-
gling und als er Mann war, hat er nicht in
einer Schlacht mit seinem Schild Persien se-
nen König erhalten? Darum und weil er so
bescheiden und ehrlich war, machte ihn der Kö-
nig zu seinem Minister, was man so Bezler
heißt, als der alte todt war. Allein auch Ab-
bas starb und es bleibt kein Abbas übrig, und
Ali wäre gern wieder in die stille, friedliche
Helmath gezogen, wenn ihn Omar, des alten
Abbas Sohn, nicht zurückgehalten hätte. Al-
lein Omar traute sich selbst nicht recht und bat
ihn zu bleiben, damit er habe, wer ihn mit
Rath und That unterstützen sollte; er hatte
nichts rechts gelernt, der Herr Omar, der Herr
Kronprinz, wenn man so sagen mag. Omar
verstund es indessen nicht, wie sein seliger Herr
Vater (obschon er ein Türke war) Abbas,
sondern Haß und Feindschaft, Verläumdung
und Bosheit fanden sein Ohr und Herz offen,
also daß er zuletzt selber den Ali mißtrauisch an-
sah, als habe er große Schätze in seinem Hause
versteckt. Und endlich trat er sogar mit seinem
ganzen Gefolge in die Wohnung seines Bezlers
und suchte nach Reichthümern; aber nirgends
Gold und Edelsteine, nirgends Perlen und
Kleinodeien, alles einfach. Nur zu einer fest-
verschlossenen Thür, die so einer aufstörerte,
führte ein geheimer Pfad und der Ali wollte
schlechterdings nicht aufmachen, bis er endlich
nicht mehr anders kann. Da stürzte Omar
mit seinen Hofsingen hinein. „Diesmal haben
wir dich in deiner rechten Gestalt, dachte Omar
und jeder der Andern setzte noch hinzu: Jetzt
giebt's Platz für einen von uns. „Freilich hat-
ten sie ihn, denn sie fanden, was sie gar
nicht vermuthet hatten. Nahe einmal der ge-
neigte Leser. Das Hirtenkleid, den Hirtenstab,
die Hirtenstie, die er als Hirtenknabe getragen
hatte! Da hingen sie an der Wand, als Un-
denken an die Zeit, da er die Schaaf hütete,
wenn er sie auf feste Auen führte und vor dem
Wolfe schützte. Da hingen sie, um ihn
daran zu erinnern, was er einst gewesen sey
und daß er es jetzt noch so bey seinen Willkern
machen müsse. So beschaut er nach jedem

festlichen Tage seine alten Sachen und das zog ihn wieder herab, daß ihm in der Höhe nicht schwindlich wurde.

Sehd Flug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.

(Mit einer Abbildung ohne Schlange und Taube.)

Predigen will diesmal der Hausfreund nicht, aber von einem Herrn Pfarrer etwas erzählen, wobei der geneigte Leser, wenn er sonst auf Gottes Wort etwas hält, mit Freunden jenes Sprüchlein erkennen wird, denn es ist ein Kernsprüchlein. Und der Mann, der es bewiesen hat, wie man es erfüllen müsse, das war auch ein Kernmann, so einer aus dem vorigen Jahrhundert, wie sie allgemach absterben und wachsen leider keine andere mehr nach. Wenn sie als die und da so einen begraben, so stellt sich der Hausfreund auf seinen Füßchen an die Kirchthür und hält den Drehspez in der Hand und betet im Stillen ein Vater Unser nicht für die, die man eben mit Erde zudeckt, die brauchen nicht und sind besser versorgt, sondern für die, die übrig bleiben, und mit denen der Hausfreund noch manch Wortlein im Scherz und Ernst zu reden hat. Der Hausfreund aber ist wie der Hasverus, der ewige Jud, denn zum ersten so wandert er immer und sein Stecken wird nicht kalt, zum andern so stirbt er nicht, sondern der Leser, wenn ers erlebt, kann noch in hundert Jahren den Hausfreund laufen, wenn auch der Herr Kay sich zu den Liebrigen versammelt; es hat sich schon einer versammelt, der dem Hausfreund leid thut. Was aber den Herrn Pfarrer betrifft, so hieß er Oberlin, und hauste im Steinhthal, wer's weiß, nicht weit von Straßburg jenseits des Rheins, wenn man aber drüben ist, so ist nicht mehr jenseits, sondern diesseits; es kommt in der Welt darauf an, ob man diesseits oder jenseits steht und hat Alles zwey Seiten. Aber der Pfarrer Oberlin hatte nur eine, und das war die beste für einen Pfarrer, denn er war mit seiner Gemeinde wie zusammengewachsen und regte er sich, so regten sich alle Steinhthaler; ihre Ohren waren seine, ihre Hände seine, und sein Herz war ihr Herz. Der Hausfreund mochte al-

len Drifchasten, wo ein Kirchthurm steht und eine Glocke ruft, diesseits und jenseits, was diesseits und jenseits heißt, solche Pfarrherren wünschen, wie nach dem Herzen Gottes. War ihr Land vorher ein wahres Steinhthal, ein Jammerthal, so hat er einen schönen Garten daraus gemacht, wo das beste Steinobst wächst, und Wiesen und Acker nicht zu gedenken. Waren ihre Herzen vorher wild und ungebärdig, wollten nicht wissen, was recht ist, ihre Hälse starr und steif, die nicht aufnehmen wollten das Joch, das da sanft ist, die Last, die da leicht ist dem, der es gern thut, so war Herr Oberlin Mann dafür und wußte, wie ein geschickter Apotheker, für Alles ein Mittel, dem einen sanft, dem andern streng, wie's jeder halt brauchte. Allein wie das Alles noch so erst im Aufsteigen war, da leuchtete die Brand- und Blutfackel der Revolution auch ins Steinhthal, und sie war in Paris angezündet und nach Straßburg geschickt worden, um weiter zu leuchten; als konnte man Alles wie Kuhpocken einimpfen, zum Exempel Freyheit und Aufklärung. Also wie das Revoluzzen auch im Steinhthal Wurzel fassen wollte und schon der Saame für die Freyheitsbäume allmählig ausgebreut wurde, da dachte Oberlin: „Was will das werden? Und was ist da zu thun?“ Er ließ sich allerley gefallen, so weit es gieng, aber als sie ihm seine Kirche und sein Evangelium, das er so gern predigte, angriffen, da griffen sie ihm an sein Heiligthum und er sah, daß es muthwillige, böse und gottlose Hände waren, die das thaten. Ein anderer hätte Kolben genommen und damit gelautet, das aber hätte ihm seinen Kopf geloset und um den wär es gerade am meisten Schad gewesen; ein anderer hätte das Allerheiligste mit Gewalt aus den blutbesteckten Händen gerissen, um es zu retten und hält es am Ende doch verloren. Nichts nutz! dachte Herr Oberlin, ich will mit meinen Steinhthalern einfältig und fromm bleiben, wie Tauben, und eben deswegen vorher klug seyn, wie die Schlangen. Also zog er das Kleinod sachte aus den Händen, daß sie nichts als die Schachtel behielten und er hatte die Sache, wie Michal mit ihrem Manne David, im ersten Buch Samuelis, Kap. 19. Ein schwer Stück Arbeit, absonderlich in et-

ner Revolution und gar in einer französischen. Aber es galt auch was recht. Nämlich die welsche Regierung in Paris hatte befohlen, „daß für die Zukunft alles Kirchengeschehen sollte ein Ende haben, mit sammt den Pfarrern und Kirchen; die Steinhäler sollten sich einen Präsidenten wählen, dieser sollte hinwiederum einen Bruder Redner wählen, wer am besten parlieren könnte, dann sollte man an gewissen Tagen Versammlungen halten, wann und wo sie wollten, und darin sollte der Bruder Redner gegen die Tyrannen reden und sollte sich mit der Gemeinde beraten, wie man die Tyrannen los würde.“ So weit die welsche Regierung und der geneigte Leser darf es noch einmal lesen, weil es darauf ankommt. Und was das Schlimmste bey der Sache war, so waren doch manche räumige Schaaf im Steinhäl, denen das Ding gefiel und die sagten: „Wir wollen auch ein wenig revolutionen; probiren schadet nichts.“ Diese hätten es dann verrathen in Straßburg und es hätte äbel gehen können. Schimpf geht aber über Schimpf, so weit, als Verstand höher ist, denn Unverstand. Aber jetzt paß der geneigte Leser auf und betrachte mir den freundlichen, großen, statlichen Mann auf dem Holzstige. Kommt er nicht Spezial werden, wann er wollte? Er ist aber nicht mehr und der liebe Gott hat ihn zu sich gerufen, den getreuen Knecht, der über Niemand so getreu gewesen ist. Der zur Rechten ist der Herr Schulmeister, aus dem auch bey dieser Gelegenheit was wird. Man sieht ihm nicht an.

Also beruft der Herr Oberlin die Gemeinde noch einmal nach der Kirche unter der Linde und sie setzten sich um ihn herum. Da zog er den Befehl der welschen Regierung aus dem Sack und las ihnen vor, wie der geneigte Leser oben selber gelesen hat. „Wir müssen gehorchen, sagte Herr Oberlin, da hilft nichts dagegen, man muß unterthan sein der Obrigkeit, die Gewalt über einen hat. Deswegen will ich heute zum letztenmal euer Vorgesetzter seyn und euch zum Berathen einladen, damit wir unserer welschen Obrigkeit Willen thun. Ihr seht, was wir zuerst wählen sollen, einen Präsidenten und wenn ihr alle nichts dagegen habt, wenn ich euch einen vorschlage, so soll es unser bisheriger

Herr Schullehrer seyn; er versteht das Präsidiren wohl, und es steht ihm gut an, wenn er an seiner langen Schultafel oben an sitzt. Also, Herr Schullehrer — 1“ Aber der Herr Schullehrer ward unruhig, räusperte sich, wollte etwas einwenden, als ihm der Herr Oberlin mit den Augen winkte. „Hilft alles nichts, Herr Schullehrer; wenn es sonst der lieben Gemeinde recht und anständig ist, so seyd ihr der Bruder Präsident.“ Die Gemeinde war es aber zufrieden und jetzt ernannte der Herr Pfarrer seinen Schullehrer zum Bruder Präsidenten; laut dem Befehl. „Jetzt tritt ich ab, Bruder Präsident, sprach Herr Oberlin, und laß euch machen. Macht ihr jetzt zum Bruder Redner, wen ihr wollt; die Regierungsforgen sind jetzt euer.“ Da war unser Bruder Präsident froh, daß er dem Herren Pfarrer auch einen Dienst erweisen konnte, und wenn es euch sonst recht ist, so soll der Herr Pfarrer unser Herr Bruder Redner seyn,“ sagte der Herr Schullehrer, und wenn das zweymal recht war, das war die Gemeinde im Steinhäl. „Ich danke euch, meine lieben Mitbürger, fuhr nun Herr Oberlin fort, für das Vertrauen, was ihr zu mir habt. Ich hab euch bis jetzt nicht beschwert über mich, da ich euer Pfarrer war, ihr sollt euch auch nicht beschweren dafür, wenn ich euer Bruder Redner bin (und schmolte ein klein wenig dabey, denn jetzt konnte er es leicht machen, wie es ihm gut dünkte). Wir sollen nun nach dem obrigkeitlichen Befehl den Tag, den Ort und die Stunde wählen, wo wir unsere Versammlungen halten wollen. (Die Versammlungen aber nannte man Klubb, damit der geneigte Leser es nur weiß, und es wurde da manches Gütlein, manche Ehre und manches Leben verklubbt, daß Gott erbarm! wer es weiß, der Hausfreund weiß es.) Das Haus des Bruders Präsidenten war schon recht, aber es hat nur eine große Schulstube und da geht kaum die Hälfte unserer Versammlung hinein, besonders da auch die Weiber gern werden mit ihren Stricknadeln in die Klubs kommen. Nicht wahr? Rathhaus haben wir keins und was bisher das Pfarrhaus war, das kenn ich zu gut, da langt es auch nicht! Jetzt was meynt ihr, Bruder Präsident und ihr andern Mitbürger? Nennt mir einmal

... hat gel
... an, man
... kann bei
... der Zeit
... eine sich,
... der Herr
... Gift &
... ist sehr
... thig ist,
... Die
... jesi
... hulleher
... Befehl,
... sprach
... Dicht
... r wölan,
... Da
... daß es
... d' un-
... echt ist,
... Was des
... hulleher,
... die mar
... ch danke
... uge nun
... an, mo
... die jesi
... s' Horre
... men to
... (und
... dem jesi
... ihm gut
... Wegfrit-
... und die
... Besamm-
... mlangon
... geneigte
... manches
... Leben
... es weiß,
... Haus bei
... tzt, der
... e und la
... jammern
... über gem
... die Klüßel
... schon mit
... was war
... nicht!
... s' isten un
... die stant



Rheinland, Hausfreund, 1830.

Q

einen Platz, wo wir alle gehrig unter Dach und Fach sind!“ Wir wollen denn wohl in der Kirch zusammen kommen, sagte einer, der zunächst am Bruder Redner stand, da hats ja Platz genug! und machts dabey ein Paar Augen an den Bruder Redner, als wollt er sagen: das versteht sich ja von selber! „Gut, fuhr Herr Oberlin fort — und da es auch euch allen so scheint, so wollen wir also künftig in der ehemaligen Kirche zusammen kommen und unsere Klubs dort halten. Was nun den Tag und die Stunde betrifft, so will ich euch etwas sagen. Montags thunt ihr nicht und auch Mittwochs und Freytags nicht, weil ihr da auf den Markt nach Straßburg fahrt und Dienstags, Donnerstags müßt ihr euch dazu rüsten und habt auch zu viel Feldgeschäfte. Es ist nicht, als obs Winter wär. Aber Sonntags, da habt ihr ja ohnehin nichts zu thun, und so meyn ich, wärs am besten und bequemsten, wenn wir es auf den Sonntag Vormittag verlegten, damit wenn's auch viel zu reden gäbe, man dennoch Mittags ruhig essen und trinken könnte, wie sonst. Man thunt also Morgens um 9 Uhr anfangen. Ist euch recht so?“ Die Bauern waren gewohnt, von ihrem Herrn Pfarrer, also auch vom Bruder Redner, nur Gutes und Rechtschaffenes zu hören, darum sagten, aber einige mit Lächeln, Ue, es soll bey dem nächsten Sonntag sein Bewenden behalten. Also schwebte Oberlin, wie ein Schutzengel, für diesmal mit seiner Klugheit und seinem frommen Sinn über dem Steinthal.

Aber als acht Tage um waren, und die Leute vom Steinthal in die Kirche kamen, da stand der Bruder Redner auf dem Boden, und alle Knyete setzten sich schier aus den Fugen, was hinten stand, weil sie alle Wunder dachten, was da gespielt wärde. Da hub der Herr Oberlin, der für alles Rath wußte, an und sprach: Gelt, ihr seht mich nicht recht! Wir sind freylich in unserer Gemeindeflasse zu arm, um einen eigenen Rednerstuhl zu bauen, aber damit ihr mich alle sehen thunt, auch der hinterste und auch der kleinste, so will ich mich mit eurer Erlaubniß auf die Kanzel stellen, da seyd ihr und auch besserlich es gewohnt!“ Das war den Leu-

ten recht, die gern so nach und nach das Alte und Gewohnte kommen sahen. Also trat der Bruder Redner auf die Kanzel und schaute mit freudigem Herzen auf seine Gemeinde, und dachte bey sich selbst: Ich danke dir, Herr, für diese, die du mir wiedergegeben hast. Aber statt der heiligen Schrift, wie sonst, zog er wiederum den verächtlichsten Wisch der weltlichen Regierung aus dem Sad, wiewohl zum letztenmal, und las, wie oben steht, daß der Bruder Redner reden und parliren soll gegen die Tyranny und gegen die Tyrannen und soll Vorschläg machen, wie man sie abschafft. „Das wollen wir auch getreu und ehrlich, ihr lieben Steinthaler,“ sagte Herr Oberlin. „Dami, ihr aber auch wißt, wer Tyrannen sind, so hört. Das sind die, die sich eine Gewalt über andere Leute anmaßen, die ihnen von Gott und Rechtswegen nicht gebührt; die sich auf dem Weg der List oder der Gewaltthätigkeit ein solches Recht anmaßen und nachher insbesondere dazu mißbrauchen, ihre lieben Mitbürger unglücklich, zeitlich und ewig unglücklich zu machen. Ein solcher Tyrann ist der Pharao von Egypten gewesen, als er die Judenknaben ersäufen ließ und ihren Vätern harte Arbeit auflegen ließ, wie es in den Büchern Moses steht. Ein solcher Tyrann ist der könig Antiochus gewesen, der den jüdischen Tempel verunreinigte und mit Schweinefett riech, ja was noch ärger ist, den Gottesdienst verdrängte, den Sonntag nicht heiligen ließ und alles alte rechtschaffene Wesen umkehrte und die grausam tddten ließ, welche nicht mit in die Greuelthaten stimmten, sondern sich widersetzten. Und hat er nicht so den alten schönen Eleasar gemartert und getödtet? Hat er nicht eine Mutter mit sieben Söhnen gefotten und gebraten und was er allerley Böses mit ihnen gerrieben hat? Das thunt ihr lesen, wie es im zweyten Buch der Maccabäer steht, vom fünften Kapitel an. Den Herodes von Bethlehem kennt ihr schon. Seht! das waren Tyrannen und Leute, die es so machen, die hießt man so, damit ihr wißt und ihr werdet mich verstehen. Ich mag aber herum schauen, wie ich will, unter euch ist keiner so, kein einziger, und ich wüßte auch im ganzen Steinthal keinen so aufzuzubeden, deswegen weiß ich nicht, wie ich insofern

dem Befehl unserer welschen Regierung als Bruder Redner sollte nachkommen.

Aber einen Tyrannen kenne ich, der wohnt auch im Steinthal, ja er wohnt in unsern Herzen, denn wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Die Sünde ist und aus eurem Herzen kommen arge Gedanken, als da sind Mord, Ehebruch, Dieberey, Saufen, Fressen, und wie sie alle heißen, diese Kinder der Sünde, die unsere Herzen tyrannisirt. Ja gegen diesen Tyrannen will ich reden, so lang ich athme, und freuen will ich mich von ganzem Herzen, wenn ich Rechenschaft ablegen muß, wenn ich es nicht mit Seuffzen thun muß, denn das wäre euch nicht gut; Rechenschaft vor unserer himmlischen Regierung, wo man auch der welschen ihre Lektion abhören wird. Und Vorschläge will ich machen, wie ihr anfangen müßt, um diese Tyrannen los zu werden, das schmachvolle Joch der Sünde von eurem entehrten Halbe abzuwerfen. Doch wozu brauch ich Vorschläge zu machen, da uns das ewige Heil dargeboten ist, da wir es nur im Glauben an Jesum Christum ergreifen, durch Demuth und Besserung unsere Dankbarkeit und Beschämung beweisen dürfen?“ — Und damit kam Herr Oberlin in Lauf und predigte er gern, so predigte er auch lang und predigte schön, so daß es den Leuten leid that, als er schloß. Allein ganz hörte er noch nicht auf, sondern er rebete sie also an: „Da mir das Reden und euch das Zuhören vielleicht auf die Länge beschwerlich fällt, so wäre es nicht so übel, wenn wir gemeinschaftlich etwas dazwischen hinein singen könnten, z. E. da wir ja doch sonst nichts alle miteinander können, ein Lieb aus eurem Gesangbuch, z. E. Numero so und so viel, wenn es euch recht ist.“ Da zogen die Steinthaler ihre Gesangbücher heraus, die sie in die Klubb von selber mitgebracht hatten, weil man ihn ja in der Kirche Sonntags Morgens um neun Uhr hielt, und sangen wie gewöhnlich, wiewohl ohne Orgel, denn sie hatten keine.

Und so sangen und beteten die Bauern im Steinthal bey Strassburg friedlich und in Gott vergnügt. Sangen sie im Land:

Salva, salva, salva sa!

so hieß es im Steinthal:

O heil' er Seiß! Lehr' bey uns ein

Und laß uns deine Wohnung sehn,
Du Brunnquell aller Gnaden!

Erwartete man dort alles Heil von der Guillotine, so wendete man sich zum Kreuze, als dem einzigen, für uns dargebrachten, vollgültigen Opfer. Und nicht nur die Steinthaler hielten dazu, sondern auch wer ausserhalb großer Wohlgefallen an Gottes Reich, als an der welschen Blutregierung fand, gieng Samstags Abends, oder Sonntags früh nach Steinthal, und hörte dem Bruder Redner, das heißt dem Pfarrer Oberlin, zu. Sonst haben sich die Wölfe aus Klugheit in Schaafskleider gehüllt, um besser zu rauben; diesmal mußte ein Lamm Wolfskleider anziehen, um besser zu warnen vor dem Wolf, und war Steinthal in mitten einer schrecklichen Sährung ruhig und still, wie im Frieden Gottes und Oberlin war sein Schutengel.

Es ist noch nicht lange her, daß ihn Gott zu sich gerufen hat, und wer ein rechter Steinthaler ist, geht nicht am Gottesacker vorbei, wo der Bruder Redner schläft und den langen Kampf mit dem Tyrannen ausgelämpft hat, ohne zu denken: „Gott wird dich aber Viel gesetzt haben, da du aber so Weniges so getreu gewesen bist. Schlaf sanft und im Frieden!“

Merke zum Schluß: Herr Oberlin hat auf der Abbildung einen Noth an, als wär er katholisch. Das ist ihm so aus Versehen angezogen worden; er selbst hats nicht gethan, sondern der Schnelber, nämlich der Holzschneider. Er war ein guter Protestant.

Angenehme Erinnerung, wem es eine ist.

Meint einer, gestrenge Herren regieren nie lang, so hat er sich doch im Schulmeister Johann Jakob Häberlin getret. Fünzig Jahre hat er in seiner Schulstube regiert, und 7 Monate, was regieren heißt, und von seinen Kriegsthaten in Friedenszeiten will der Hausfreund seinem lieben Leser einige Mittheilen, wiewohl nur auf dem Papier, geben. Nämlich er hat an seine Schüler bey verschiedenen schicklichen Gelegenheiten ausgetheilt 911.517 Stockschläge; 124.010 Ruthenstriebe; 20.989 Dbspeln mit dem Lineal, 136.715 Pässe mit der Hand; 10.235 Maulschellen,

7905 Ohrfelgen; 1,115,800 Pässe auf den Kopf, 12,763 Notabene's mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch, Grammatik — alle zwey Jahre verbrauchte er eine Bibel, die er zur Handhabung der Schulordnung in der Hand trug —; 777 mal knieten auf Erbsen, 615 mal knieten auf dreyspitzigem Holz; 5001 Schüler hatten den Esel getragen, als welches ein Instrument ist, wie ein Esel, natürlich nicht zur Ehre; 1707 Schüler hatten die Ruthe hoch gehalten.

Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte lateinische Vokabeln, und unter den Rutzenhieben 36,000 für nicht erlernte Niederverse. Unter seinen 3000 Schimpfwörtern war ein Drittel eigene Erfindung.

Da hat nun der geneigte Leser ein Verzeichniß, wie es einem unter so einem Schlaghart gehen kann. Vielleicht ist der Leser selber in so einer Walle groß geworden. So ein geborner Haselstock kann Würgengel werden, wann er will. Aber doch hat Meister Häberlin noch mit sammt seinen 911,517 Stockschlägen und 1,115,800 Pässen an den Kopf noch manterlich gehandelt und haben seine Schüler doch noch vielleicht etwas gelernt bey ihm, aber ein anderes, Namens Schwerdfeser, der war vollends des Teufels. Heh nur der Leser! Er unterrichtete gar verkehrt, und war dabey ein harter, eisalter, unfreundlicher Mann, der seine Freude am Schlagen hatte. Er hatte gegen zehn Stöße neben sich stehen gehabt, wie ein Zuchtmeister, von verschiedener Größe und Dicke. Je nach dem Alter, Körperbau oder auch der Bekleidung des zu Prügeln den nahm er mit Auswahl den dickern oder dünnern; auch hatte er ganz kurze Stöße, mit denen er in die Bänke zwischen die Plaudernden warf, oder andere mit Haften, den zu Prügeln den damit bey den Haaren über die Bänke hin zu seinem erhobenen Sitz zu ziehen. Wenn auch einer selbst sich lernen, so half ihm das nicht immer vor dem Prügeln, wenn der Herr Schwerdfeser Lust hatte zu wipen, oder auf Einen falsch war, was bey so einem Gesell leicht kommen konnte. Dann nahm er einen beym Ohr, führte ihn, während er seine Sache auf sagte, im Kreise herum, sagte ihm wohl mit dem Rücken des Federmessers am Ohrläppchen herum. Wenn man nun dadurch aus dem

Concept kam, bekam er Witz mit einem der obengenannten Nothhelfer und Amtsbrüder. Et so schlag du und der Teufel so schlag. Da war gewiß der Häberlin noch besser. Die armen Schüler! So ein bißchen schadet nichts und dient zum Seelenheil, aber so —! Ärger als Aegyptens Pharao, der das Volk hart drängte und schlug. Wie manches Blümlein mag zu Grund gehen, wo so ein Eber in den lieblichen Gärten der Jugend kommt!

Zweyerley Art zu buchstabiren.

In Dachsbach war so nach und nach eine wunderliche, aber wohlthätende Sitte eingeschlichen und es blieb auch lange dabey. So oft Examen war für die Schulkinder und den Herren Schullehrer, war es fast gar Wecksaamen für den Herrn Pfarrer, Schulz und Gericht und konnten die Frau Pfarrerin und Schulzin gar wohl auf etliche Wochen Vorrath von alten Wecken für sich und ihre lieben Kleinen erhalten. Wie gesagt, dieser Wecksaamen schmeckte gut und dauerte lang. Bis einmal ein Pfarrer kommt, dem dünkte die Sache doch nicht recht und er ließ sich gegen den alten Schulz heraus „so was müsse man bey Leib nicht thun, entweder man entziehe es den Kindern aus dem Maul, oder der Gemeinde aus der Kasse und beydes komm ihm schmutzig vor. Sie wollten es für die Zukunft bleibenlassen!“ „Nicht nutz! dachte der Schulz, der Herr Pfarrer hat eben die Weck noch nicht versucht, sonst sprach er anders; und zudem, wenn es die Frau Pfarrerin verschmeckt hat, wirds schon zweyerley lauten, ist bey mir auch so gegangen.“ — Also widersetzte sich der Schulz mit aller Kraft eines Schulzen. Allein der Herr Pfarrer gieng an das Kreisdirektorium und stellte die Sache als einen verährten Mißbrauch und Schaden vor, dem man nicht abhelfen. Wenigstens er für seine Person wolle keinen Antheil, und was die Andern bekämen, das komm ihm auch nicht schön vor. Wichtig! es kam zurück, „daß dieser Brauch ganz aufgehoben solle, ein für allemal. Man sollte für die Zukunft noch 10 fl. 48 kr. alle Jahr nur für Schulzwecke verwenden.“ Jetzt wird es aus seyn, denkt der geneigte Leser gewiß, und

die Kinder kriegen ein Paar Duzend Weck mehr. O nein! Als der Herr Schulz den Beschluß las, patzt er in die Hand, schlägt auf die ledernen Hosen, daß die Fenster klirren und ruft seiner Frau. „Da Margreth, lies selber! Ich habe es ja gleich gesagt, Recht muß Recht bleiben. Da hat der Herr Pfarrer immer gemeint, er wöll mir einen Poffen spielen, und jetzt hat ers. Du weißt, sonst haben wir als nur für neun bis zehn Bazen Weck erhalten, jetzt sind für mich allein vier große Thaler angesehen und dekretirt für Schulzwecke.“ Aber wie sank sein Triumph, wie Rains Gesicht fiel, als ihm der Herr Schulmeister und Pfarrer bedeutete, er könne nur nicht recht absehen im Lesen und habe statt Schulzwecke gelesen Schulzwecke. „Das kommt von der versuchten Mode her, daß man alles an einander und durch einander macht, wie Kraut und Rüben, daß kein ehrlicher Mensch mehr weiß, was hinten oder vornen ist, wo etwas anfängt oder aufhört.“

Dem Hausfreund hat das sein lieber Gehattermann erzählt, der als Grillen und anderes Ungeziefer mit ihm fängt und hat noch dazu gesagt. „So geht es, wenn man Schulz ist und verhindert zwey Wbrier am unrechten Fleck.“ Wiewohl er selber einmal einen Bericht entworfen hat und hatte einen bösen Zehen dabei, und wie er vom Bericht aufwachte, siehe da hatte er auch die Sache am linken Fleck verbunden, aber nicht im Bericht, sondern am Fuß.

Nah dabey, ist gut vorm Schuß.

(Mit einer Abbildung.)

Der Leser hat immer das Segentheil gehört: Weis davon, ist gut vorm Schuß. Allein der Hausfreund will vorher noch etwas erzählen. Es war einmal ein sonderbarer Mensch, der hieß Diogenes und sagte oft den Ernst im Späß, wenn niemand dran dachte. Der stund einmal dabey, wie einer mit dem Pfeil schoß, warum? weil er keine Flinten hatte, denn 300 und so viel Jahre drüber vor Christi Geburt gab es noch keine Flinten, sondern die Leute schoßen mit Pfeil und Bogen, auch zum Zeitvertreib und nach der Scheib. Weil aber der Schuß weitspreizig

vortrat, wie ein Hahn zum Rehen, so musterte ihn Diogenes und dachte bey sich selbst: „du magst mir der rechte Schuß seyn“ und stellt sich mir nichts, dir nichts vor die Scheib. Als ihn aber der Kampfrichter und die Anwesenden diesen fortgehen, man könne ihn sonst treffen, da antwortete der Schalk: „Drum hab' ich gedacht, ich wäre bey so einem am sichersten, wenn ich mich gerad vor die Scheib postirte.“ Da lachte alles und der Hausfreund will sehen, ob der Leser das Lachen halten kann, wenn er folgendes Geschichtlein hört, welches sich um so eher ereignet hat, als es sich wirklich ereignet hat, und der Leser wird um so eher bestimmen, als er bestimmt. Die Geschichte ist dem Hausfreund so zu sagen vor der Nase passiert, ist gleich der Strickreuter, dem es nicht häit passieren sollen, des Hausfreundes Landsmann nicht, wiewohl er nicht weit her ist.

Es hat nämlich ein Strickreuter einen angehenden Galgenstrick transportirt per Uchs, und am Amtshaus in der Vorstadt gab er das Pappler ab, worauf stund, warum der saubere Patron mit einer Ehrenwache und zu größerer Sicherung seiner theuren Person versehen worden sey, und man mög so gut seyn bey Amt und dem Gutedeß zu seinem weitem Fortkommen behülfflich seyn; man muß so einen Ehrenmann nicht stecken lassen. So weit wars gut und einstweilen war der Bauer mit seinem Wägelein vors Wirthshaus zum Laub gefahren, damit es der Hausfreund ja recht commod mit ansehen und seine Glossen für 1830 drüber machen könnte, anderthells damit er und sein Abklein einen Schoppen Wein und ein Meßlein Haber mit einander verzehren könnten, nämlich der Bauer den Haber und das Abklein den Wein, oder vielmehr umgekehrt, aber nicht der Haber den Wein und der Bauer das Abklein, oder umgekehrt. Zum Dritten aber so gieng der Bauer nicht weit und kaufte in aller Stille und unter dem Mantel so viel Zucker und Kaffee, als er bey seinem zarten Gewissen verantworten zu können glaubte, nämlich eine gute Portion, und schleppte die hart verpackten Waaren an sein Wägelein, schob es unangesehen unter den Stroßfuß. Als er aber eben dran war, so trat der Herr Strickreuter, der bey sich selbst Betrachtungen über den neuen

schön grün und gelb lackirten Schild, der grünte wie Arons Stab, anstelle und überzählte, wie oft er schon solche Glädritter hieher gebracht habe, wie sein seine Nase sey, daß an ihm gewiß ein guter Trüffelhund verloren gegangen sey, und daß er dem Staat noch recht viel Gutes leisten und die silberne Civildienstmedaille (er sprach immer Zubielsdienstmedaille) zu erwerben gedenke. Seine andächtigen Augen fielen aus den Wolken und vom Schild, von dem er wußte, was er im Schild führte, auf den Bauern, der auch wie aus den Wolken gefallen war und von dem der Herr Strickreuter nicht wußte, was er im Schild führte. Allein der Bauer wußte sich zu helfen und sprach: „Diesmal wollen wir es uns bequemer machen, als wenn man so einen Schelmen auf dem Sitz hat. Der Flegel hat euch fast in den Boden hinein gefressen, ich will das Stroh ein wenig locker machen.“ Da thut ihr Recht dran, Schwager, erwiderte der Strickreuter; euer Strohsack hat mich fast wund gefickt. „So will ich lieber noch einen halben Bund kaufen, die Amtskasse wird es schon bezahlen, wenn Ihr es recht anfangt.“ Ich will es schon verantworten und einbringen, sagte der Andere, und langte nach dem Platz, wo ihn das Strohsack gebrückt hatte. Der Bauer aber war froh, daß er den Rücken drehete, um seinem verlassenen Schöppllein die letzte Ehre zu erzeigen, und wie er den Strohbund recht breit geschüttelt und fest aufgelegt hatte, da gieng er hinein und setzte sich zu dem Herrn Strickreuter, welcher sich sichtbarlich auf den neuen Sitz freute. Wie sie auf die Gränze kamen, wo auch zugleich die Zollstation liegt, so dachte jeder, der ein bißchen Verstand hatte: „der hat nichts Verbotes bey sich. Wo der Strickreuter selber darauf sitzt, muß es gewiß geheuer seyn“ und der Schwager blieb für diesmal unvisirt. Als der Herr Strickreuter abließ, bezugte er noch einmal sein Vergnügen über den weichen Sitz und der Bauer dankte und sprach: Nicht Ursach; es ist gern geschehen! schüttelte aber doch zur Seite an das Wägellein und sah, daß der Zucker seinen Hut allmählig verrätherlich zum Stroh heraus streckte. Also hielt er sich nicht lang mit Redensarten auf, sondern gab dem Saul einen Wixer und jalterte fort.

Kuriose Prozesse.

Daß einer einen Proceß verliert, kann dem Geschicktesten geschehen, um so eher einem Ungeschickten, absonderlich wenn es nun gar ein Thier, ein Käfer, eine Maus, oder dergleichen ist. Z. E. im fünfzehnten Jahrhundert, um das Jahr 1460 herum, citirte der Bischoff von Chur, welches in der Schweiz liegt, die Maypläser vor sein geistliches Gericht, weil sie einen so großen Schaden angerichtet hatten, nämlich als sie noch Quaten waren. Damit nun die Maypläser nicht hintennach Klagen könnten, man habe sie gar nicht angebetet, so gab man ihnen einen Advokaten. Ihr Advokat bewies nun, daß die Thierelein Gottes doch wohl thun, wenn sie ihre Nahrung sichern und somit verschonte man sie zwar am Leben, und der Bischoff begnügte sich damit, sie in unbewohnbare Wälder zu verbannen. Der gelehrte Herr Bischoff! — Ein anderer Bischoff in Lausanne, im Waadtlande, ließ im Jahr 1479, also auch um selbige Zeit, die Kluppen vor sein Gericht laden, wegen großen Schadens, den sie angerichtet hatten. Die armen Teufel erhielten auch einen Advokaten, und weil sie sich nicht so gut verteidigen konnten, wie die Maypläser, wurden sie feyerlich in den Bann gethan. Sollen aber nicht viel daran verreckt seyn. So verfluchten die Mönche im Jahr 1516 in Frankreich an mehreren Orten alles Gewärm, welches die Feldfrüchten verdarb, mit dem Befehl, in Zeit von sechs Tagen, ohne Was und Signalement, abzugiehen. — Ein andermal gaben die Einwohner von Burgogne, welches auch in Frankreich liegt, eine Supplik ein von wegen großen Mäcken, welche die Weintrauben ausaugten und also Trunkenbolde und Uebelhauser waren. Im sechzehnten Jahrhundert setzte sogar der Herr Obrichter ein Gutachten auf, wie man dergleichen Bestien müsse vor Gericht laden, ob sie in eigener Person müßten erscheinen, oder ob sie ein Anwalt vertreten dürfte. Am besten ist es natürlich, wenn man sie vertritt. Es geht hie und da so mit den Vertretern! — Einmal sogar wurden die Mäuse vor den Richter von Glarus und Naid in Tyrol vorgefordert im Jahr 1519, weil die Bauern in Tyrol, wie überall, mit dem Vieh gar

nt, han
so der si
n es von
as, der
Zölpun
itate les
Schm
liches W
so ang
um
nicht hin
sie gut
inen W
des die
wenn si
verfchrei
Wißhof
wehdare
prie Herr
in den
schp (47)
rupen der
Schäfer,
men Lea
und weil
unter, er
sch in den
viel dau
Wische in
einem Dier
schien der
schick Lo
schick
Dinwoher
Frankreich
gen geriet
aufsangen
mauer wo
schick ja
chten auf
se vor die
den wüßte
ab vertun
lich, man
so is mit
werden die
und Maß
g, weil die
en Wüßte



nicht recht zufrieden waren. „Es wird ohnehin so viel gemaust,“ sagten sie. Die armen Mäuse verloren den Prozeß, ihrem Advokaten selber hatte das undankbare Vieh die Krautstüd ruiniert, und er aß so gern Weiskraut mit Bratwürsten. Als wie jener Dieb seinem Advokaten, der ihn vom Strick losprozeßte hatte, in der Nacht, da er frey geworden war, noch das Reisegeld stahl nach Amsterdam und Nordamerika, damit der Advokat seine eigene List bewundern konnte, mit der er ihm vom Galgen geholfen. Aber der Maus-Advokat war forst eine gute Haut, und verschaffte den Mäusen ein sicheres Geleitz; für die Schwangere und gar zu kleine Mäuselein beehrte er einen kurzen Aufschub von 14 Tagen. Er erhielt ihn auch, denn die Mäuse hatten hie und da Protection im Gericht, z. E. beim Seckelmeister.

Die Kukuk-Uhren.

Wer wäre ein geneigter Leser des Hausfreundes und hätte nicht schon den Kukuk nicht bios im Walde, sondern auch in der Uhr schreien hören? Hat nicht der Hausfreund seine größte Freude daran, wenn es zwölft Uhr ist und der Kukuk ruft zum Essen daß er möchte die Lungenstucht kriegen, trotz einem Vorsänger? Nun! die Uhren macht man auf dem Schwarzwalde, wo der Fleiß daheim ist, bey Freyburg hinauf, durch Himmel und Hölle hin. Da nahm der lustige Todtnauer oder Schnauer seine Uhren auf den Buckel gen Amsterdam und setzte so viele los, als er konnte, und die Leute brachten oft schwer Geld in Gurten und ledernen Westeln heim, mitunter auch böse Sitten. Die Fremde bringt auch Unkraut.

Der Handel reichte weit, denn jeder hat den Kukuk gern, weil jedermann den Winter nicht mag, wohl aber den Frühling. Und so kam auch einmal ein englischer Handelsmann nach China und verkaufte ein gutes Lager voll Uhren, die reisend abglenge. Weil aber die Chinesen den Kukuk zu oft hören wollten und sie waren auch nicht gar stark gemacht, so waren im nächsten halben Jahre alle Federn lohm und die Kukuk waren so still, als hätten sie nie geschrien. Wie der Kaufmann wiederum ein Schiff voll

brachte, so wollte kein Mensch davon kaufen, sondern die alten Käufer drohten sogar, daß er ihre stummen Kukuke wieder nehmen möchte. „Ei! das wäre mir kurios,“ sagte der Kaufmann, meine Urdgei in den Uhren sind akkurat abgerichtet, wie die im Wald. Die schreien auch nicht das ganze Jahr; gebt nur einmal Acht!“ Ja, das ist was Anderes, sagten die Chinesen mit ihren glattgeschornen Kopyen, an denen auf dem Gipfel ein Paar Härlein in einem dämmen, dämmen Zopflein zusammengebunden stehn, wie die Stiel an einem Kürbis; oder das Schwänzlein an einem jungen Frosch; dabey haben sie langgeschlitzte Schweinsaugen, welche bey den Schönsten in einem Winkel abwärts gegen die Nase zusammenlaufen. Der Kaufmann aber machte, daß er seine Uhren los wurde und kam nicht wieder, sonst hätte ihn doch der Kukuk zuletzt geholt.

Muth eines Israeliten.

Der Hausfreund will die Wahl haben, ob es ein alter oder ein junger war, denn in dem Punkt sind sie alle gleich beräthmt. Es fand eines ein artig Stück Eisen auf der Gasse und steck es ein, nachdem er muthvoll herumguckelt hatte, ob es auch Niemand sähe. Und als er heim kam, so zeigte er es den Seinigen, den lieben Seinigen, für deren Unterhalt er eben sein Leben gewagt hatte. Da sieng er eine Art Kinderlehr an über den Nutzen und Gebrauch des Eisens. „Man kann, hub der gelehrteste darunter an, ein anistler Kopf machen, und braucht niemand zu fragen, was anist ist.“ „Man kann auch einen falschen Schlüssel daraus machen, fuhr der ehehchste fort, für zum Gaufen.“ — Auch ein eiseren Halsband kann man daraus fabrizieren,“ begann der ehrgeizigste und griff nach der hohen Krauwalt. Da trat der muthigste, Lieb hieß er, heraus, hielt es in die Höhe und sprach: „Auch ein Schießgewehr — ein Schießgewehr sag ich, kann man daraus machen, eine Flinte, eine Pistole“ machte ein grimmiges Gesicht, wie sein Namensvetter und blickte die Zähne, daß die Andern zurückfahren. — „Ja, sag ich, ein Schießgewehr, sag ich, womit man schießt, daß es knallt. Brüder, rettet euch, es könnt los gehen!“

Da flohen sie alle und nur der Held blieb bis zuletzt, und dann warf er's hin und versiegelte die Thür, um den Rückzug zu decken.

Bruder Taps

Bruder Taps versteht Lebensart und Spas, die vier Spezies obnehin und hat nur die und da die Folgen der regula falsi an sich erfahren. Aber Spas versteht er, daß es eine Art hat. Ist er doch einmal ins Bad gelaufen, um einen hypochondrischen Bodensatz, so einen versessenen, verhärteten Winterkohl los zu werden. Wie er nun das Fremdenbuch ansichtig wird, schreibt er sich auch hinein. „Den und den, Bruder Taps, manu propria.“ So, denkt er, jetzt weiß man doch, daß ich da bin, und reiste noch ein wenig weiter, von wo er bald wieder zu kommen gedachte. „Ich will doch auch sehen, ob nicht einer meiner guten Spezies gekommen ist,“ sagt er und verlangt das Fremdenbuch. Siehe, da hatte einer breit drunter geschrieben: „Ist ein großer Esel.“ „Der muß mich gut kennen, sprach er. Das ist gewiß mein Nachbar, der lustige Gesell!“

Beliebige Mischung.

Im Wirthshaus zum Löwen saß ein Gast und hatte eine Mehlsuppe vor sich, mit deren Bestandtheilen er nicht recht ins Reine kommen konnte. Steckte er den Löffel voren hinein, sein langsam, so bewegte sich hinten; steckte er ihn in die Mitte, so war gar die ganze Schüssel in Allarm. „Es geht doch sonst alles in der Welt mit rechten Dingen zu, brummte er vor sich. Was mag das wiederum seyn? Herxerep ist's keine!“ Da nahm er die Gabel, weil sich das Ding weigerte, in den Löffel zu passen, und zog und zog. Und was brachte er heraus? Ein Stück von des alten Großvaters Perücke, das sich nasenweiser Weise in die Kuch verliert und in einem Hafen in Ruhestand von seinen vielen Strapazen gesetzt hatte. Aber auch da konnte der arme Tropf nicht zur Ruhe kommen, sondern ward geslört und wie ein Reher im Schmalz gefotten. Aber der Fremde mochte seinen Bauch nicht zur Gruft hergeben, son-

dern rief das Kellermädchen und sprach: „Jungfer, sag sie's ihrer Frau, sie soll so gut seyn und, wenn ich wieder komm, die Supp apart geben und die Haar auch. Ich will sie hernach schon durch einander mengen, wie mir's gefällt.“

Liebhabeterei für Rüben.

Sie sind nicht Zedermanns Sach, die Rüben und gab Mancher die schönste Schüssel voll brauner Rüben her für eine einzige Buttel guten. Aber einer, der trieb's gar weit und erzählte einmal seinem Kameraden, der sie lieber aß. „Schau, Kamerad, wenn man rechte gute Rüben essen will, so muß man sie erst schön viereckig, würfelig, schneiden, daß ein Stücklein dem andern gleich sieht, wie Quadersteinlein. Sodann thut man sie in einen Hafen, der vorher mit Fett tüchtig bestrichen ist, und setzt sie ans Feuer. Wohl gemerkt! an ein langsames Feuer, am besten an bähenes. Sodann vergißt man das Röhren nicht, am besten mit einem hölzernen Löffel, aber mit keinem ganz neuen. Das Schmalz darf auch nicht gesparrt werden, wenn sie gut werden sollen. Peterling, Zwiebel, Pfeffer und Salz erhebt den zarten Geschmack und macht sie schmackhafter. Um 11 Uhr brenne ein wenig Mehl daran und lasse sie unter stetem Seufzern gelb werden, bis ins Braune hinein, aber daß sie nicht anbrennen. Bey Leib nicht. Endlich leere sie auf eine Platte, recht zierlich und nett, gehe hin an das Küchenfenster, mache es ganz weit auf und — schütte die verfluchten Dinger in den Hof hinunter. So sind die Rüben am besten, lieber Freund. So hab ich sie wenigstens am liebsten.“

Ziem: Das ist auch ein Receipt für gelbe Rüben und vieles andere, auch Kohlraben.

Der vortheilhafte Kauf.

Ein durchtriebener Schlaukopf hatte einmal zwcy silberne Uhren, wovon er die eine auf zwanzig Gulden schätzte, die andere auf vierzig und er hätte gern die letztere losgebracht, weil die erste besser in seinen Hofensack paßte und er war ein Freund der Symmetrie.

Rheinland, Hausfreund. 1830.

©

Also gieng er hausiren mit beiden; „triffst die eine nicht, so triffst doch die andere.“ dachte er und siehe da! es traf zufälligerweise gerade ihn. Es kam nämlich einer, dem es bey seinen Erwerbungen nicht sehr auf die Symmetrie ankam, zu ihm und kauft ihm die kleine Uhr für zwanzig Gulden baar ab. „Ich hätte schon lang gern so eine gehabt, sie erinaert mich viel an meinen Großvater.“ sagte er und zuckte die Achseln, als der andere sprach: „Wär euch die für vierzig nicht anständiger?“ „Nein,“ sagte er, und hob den Daumen auf eine bedeutsame Weise über den Belginger, der Leser weiß schon wie; das würde mich an meinen Urgroßvater ermahnen, der hatte gar keine. Gehorsamer Diener!“ und gieng fort. Kam aber des andern Tages richtig wieder und traf den Andern an, wie er eben die Uhr um eine halbe Stunde zurückrichtete. „Das kuriose Thier hat bey dem kalten Wetter sich verlästet und das Laufen bekommen; ich kann sie fast nicht mehr halten.“ sagte der Eigenthümer. „Wenn das ist,“ antwortete der andere, „so will ich Euch dabon helfen und will ihr warme Aufschläge machen. Geht mir sie. Ihr habt bereits zwanzig Gulden von mir, die behaltet ihr und nehmt diese kleinere Uhr zu zwanzig Gulden dazu, so macht das vierzig Gulden aus. Und so viel verlangt ihr ja dafür. Oder nicht?“ „Richtig so wurden sie einzig und der Verkäufer dachte bey sich selbst: „den hab ich dran gekriegt, da mich selbst die Uhr nur sechs und dreyßig Gulden gekostet hat. Du mußt Uhren kaufen, wenn du es nicht verstehst!“

Geneigter Leser! wie viel hat der Verkäufer bey dieser Gelegenheit vergewonnen?

Noch einige Musterlein von hohem Alter und Mancherley dabey.

Wenn sich vorm Jahr der Leser ein Alter heraus hat suchen wollen und hat keins gefunden, was ihm anständig war, so hat sich für dieß Jahr der Hausfreund nach andern umgesehen. Und höre nun der Leser zu — wiewohl es der Zuhörer auch lesen darf. Zu seiner Zeit fand ein großer Naturforscher, Albert von Haller, ein frommer, christlicher Mann, daß sechzig Menschen gegen 110 — 120, neun und zwanzig zwischen 120 — 130,

fünfzehn zwischen 130 — 140, sechs zwischen 140 — 150, einer sogar 169 Jahre alt geworden ist. Ein Engländer, Easton (sprich Eton) sammelte zu seiner Zeit, das heißt im Jahre 1712, solche Musterlein und fand 1310 Menschen von 100 — 110 Jahren, 277 von 110 — 120, 84 von 120 — 130, 126 von 130 — 140, 7 von 140 bis 150, 3 von 150 — 160, 2 von 160 — 170, 3 von 170 — 185. Nun kommt aber ein Hauptkamerad, der hieß Thomas Parre, den ein berühmter englischer Arzt, Thomas Harvet, seier hat und ist gestorben im Jahr 1635 in einem zarten Alter von wenigen 152 Jahren, war also fast mit Doktor Luser im Jahre 1583 geboren und hatte noch den dreyßigjährigen Krieg zur Hälfte mit erlebt. Er hatte aber gut reden, denn schon vorher war es in seiner Familie so der Brauch, sein alt zu werden, denn ein Alter von 112 Jahren, bis zu 113 und 124 Jahren war nichts neues bey seinen Vorfahren. Vielleicht denkt sich der Leser: „Wie mag es aber mit ihm bey der Seckison oder Bergstörung so lummerlich beym Thomas ausgesehen haben!“ Nichts nuh, sagt der Hausfreund oder vielmehr der Doktor Harvet, sondern es war alles bey ihm so kernagesund, daß er dreywegen noch hätte lang leben können. Hat er doch noch im 120. Jahre Korn gedroschen, wo dem geneigten Leser, der doch auch den Flegel gebrüg regieren kann, kein Zahn mehr weh thun wird? Und hätte der Teufel nicht sein Spiel getrieben und einem vornehmen Herren unndthige Zärtlichkeit ins Herz gegeben, so lebte er vielleicht noch. So aber wollte derselbe vornehme Herr etwas Extra thun, nahm ihn zu sich, und da trank er statt klarem Brunnenwasser (Notabene das macht alt, wenn auch nicht so alt wie den Thomas,) guten Wein, aß viel und gut, gieng wenig spazieren, war sehr warm gekleidet und bekam nur die und da einen Flegel in die Hand, mit dem man aber nur leeres Stroh dreschen konnte, und wes daran starb, das war unser guter Thomas. Zu wenig und zu viel, verdirbt alles Spiel! — Knopfmacher Bayler starb 150 Jahre alt.

Aber das Schönste ist, wenn einer wieder jung wird, neue Zähne bekommt, dunkle Haare und daß diese Haare wieder grau wer-

den und also ein Mensch nicht bloß einem Baume gleich ist in einem Jahr, daß er blüht, reif wird, Früchte trägt und einschlief. sondern daß er den Winter übersteht und noch einmal aufschlägt. Besonders ist das in kalten Gegenden, z. E. in Schweden, Rußland, Norwegen, Dänemark der Fall, so auch in England und Schottland, auch die und da in Ungarn. In Schweden waren zu einer Zeit 650 Menschen über 100 Jahr alt und 5576 über 90. Auf mäßigen Anpöbden werden die Leute auch älter, als in tiefen Thälern; aber unter den Bauern gibt es die Ältesten, und zwar meistens verheirathete. Der Hausfreund rath deswegen, weil er der Hausfreund ist, jedem Leser, sich darnach zu richten, damit er sich nicht beschweren kann, wenn er früh als Hagestolz stirbt. Hundertjährige Jungfern sollen selten seyn, dahingegen zählt einer 31 Wittweider auf, welche 110 — 136 Jahre alt geworden sind. Und nun soll der Leser noch zwei Mästerlein haben, die werden ihm das Maul wässrig machen. War der eine ein Schotte, so war der andere ein Unger; hieß jener Kir.ingerey, so hieß dieser Petracc, Czarten, und als hätten sie es mit einander ausgemacht, wurde jener 185 Jahre alt, so wurde es dieser auch. Das waren in den letzten tausend Jahren die ältesten Menschen. Der Unger konnte noch drey Tag vor seinem Ende am Stode herum gehen, um Almosen einzusammeln und ist also auch in keinem Feberheit so alt geworden. Als er starb, lebte sein Sohn noch, ein Knäblein von 95 Jahren und der alte Petracc war also in seinem 95. Jahre noch einmal Papa geworden, wiewohl es wahrscheintlich auch sein jüngster Sohn gewesen ist. Jentens in England erreichte das Alter von 169 Jahren. Seine letzte Beschäftigung war Fischerey und er war schon ein gut Stück über 100 Jahre alt, so konnte er noch trotz einem jungen im Strome herumschwimmen.

Diese alle sind nun mit Ehren grau geworden. Manchmal geräth es so einem, daß er sich auch in das Land der Greise hineinschmuggelt und hat die Krone seiner weißen Haare nicht alle auf dem Wege der Gerechtfertigt gefunden, zum Exempel ein alter Mann in Montalembert starb, der Hausfreund weiß seinen Namen nicht auswendig, und war

107 Jahr alt und war bis in sein 90. Jahr ein gewaltiger Säufer gewesen. So ein anderer, der hieß Montanelli und war geboren den 30. November 1716 und starb in Syrakus, welches in Sicilien liegt, im Spital den 12. August 1825 in einem Alter von 109 Jahren und war all sein Lebtag nichts nutz! Gott sey ihm gnädig!

Was sagt nun der Leser zu dem allem? Höre er zu! Erstlich: so vergesse er das Wasser nicht, aber nicht das Kirschens, oder Zwetschgenwasser, sondern das frische, kalte Brunnenwasser. Damit habe er sich außen und innen recht fleißig. Wasser ist ein Element, Wein nicht.

Zweitens: so denke er nicht, wie der Montanelli, ich will einmal nichts nutz seyn, und sehen, ob ich es auch so weit bringe, wie der. Er wird ein um so härteres Urtheil empfangen, als ihm der liebe Gott Zeit genug gelassen hat und er hat es dennoch nicht besser gemacht. Die Probe könnte fehl schlagen.

Drittens: so wundere dich nicht mehr und schäme dich nicht unglaublich deinen Kopf, wenn dir Gottes Wort, die heilige Schrift und die kann so wenig lägen, als der liebe Gott selbst, berichtet, daß Abraham 175, Isaak 180, Jakob 147, Jismael 137, Sarah 127, Joseph 110, Moses 120, Jesua 110 Jahr alt geworden sind. Und nun gar die Patriarchen vor der Sündfluth! Nicht wahr, geleiteter Leser, du bist einem der Verstand still? Nun, Lieber, es hat nichts zu sagen; er wird dir noch oft still stehen und du wirst es eben doch glauben müssen. Also zweifle nicht an Gottes Wort; es lägt nicht.

Viertens: so wünsch dir der Hausfreund seinem Leser ein langes Leben, damit er es erlebt, ob er hundert Jahr alt wird, oder nicht.

Der Aufenthalt.

Der Hausfreund kennt einen Mann, der trägt graue Haare auf dem Kopf und einen lustigen Sinn im Kopf und als er noch jünger war, waren die Haare nicht grau und der Sinn noch lustiger. Sein Sohn hat es von ihm; nicht wahr, Herr Hofrath? So stand einmal der alte Herr unter dem Fenster in der Post, als ein gräßlicher Regen fiel,

wie wenn es Strid regnete und donnerte noch so dann und wann dazwischen. In seinem Fenster aber fuhr in hellem Galopp ein Leiterwagen vorbei und hinterein watschelte ein dicker Hebräer, ein kurzer untersehter Kamerad, dem die Geldgurt fast die Lenden abfiel: er hatte ein Paar feste Mastkochen gut angebracht. Als er nun fast gar den Wagen hatte und griff schon versuchsweis öfters nach dem Schwanz vom Wagen, rief ihm der lustige Herr: „Anschel“. Der Anschel gab keine Antwort. „Anschel“ rief er noch einmal und der Anschel sah herum: „Ich kann nicht, es presset! Wollen Sie was?“ sagt er. „Komm nur her, rief er ihm zu und der Anschel dachte schon: „Bielleicht brauchst er Haber für seine Säul.“ Damit gieng er zurück ans Fenster. „Was befehlen Sie?“ fragt er. „Gelt, Anschel! du springst dem Wagen nach? Es sieht mir so aus.“ Krieg de Delles und ruf mer, sagte der Anschel. Wart nur, wenn du wieder Haber brauchst, dacht er und sprang dem Wagen wieder nach.

Die Kriegs- und Friedens-Trommel.

(Mit einer Abbildung.)

Nicht weit von hier hat ein Schubmacher gelebt, der hatte eine bdsmaulige Ehehälfte, und war selber kein ganz starkes Tuch, sondern der Müßiggang hatte, wie ein gefährlicher Rost, ihn ein wenig mürb gefressen. Er klagte über ihre scharfen Zähne, sie über seine durstige Leber und hatten alle zwey insofern Recht. Endlich und da es gar kein Gut mehr thun wollte, so nahm er vollkommen sein Quartier im Löwen, wo er mit Erlaubniß des Wirths, dem er manchen durstigen Vogel ans Faß lockte mit seinen schnurrigen Einfällen, seinen Stielfuß aufgeschlagen hatte. Neben ihm im Eck stand eine kleine Trommel, wie sie am Jahrmarkt die Buben an sich hängen haben, nur etwas größer. Und nun rathe der geneigte Leser, wozu er dieses Instrument gebraucht hat? So oft seine Frau kam und unter der Stubenthür im Löwen, man gieng gerade von der Straße herein, mit den Armen in die Hüften gestellt stand, so legte er ganz gelassen seine Uhl

nieder und griff nach der Trommel, nahm in jede Hand einen Klüpfel und sah seine Frau an. „Christian, hub sie an, Christian, ich hab dich allerwärts gesucht und treff dich wieder hier an.“ Da schlug er mit einem Klüpfel auf die Trommel und sah sein Weib unverrückt dabey an. „Christian, fuhr sie fort, ist das auch der Ort, wo du zu finden bist und bist du hier zu Haus?“ Das sagte sie mit etwas stärkerer Stimme, und er antwortete mit zwey Schlägen, indem er machte: Dum, Dum. „Christian, mit allem Respekt vor dem Löwenwirth, aber ich hätte nicht gemeynt, daß er so einen wie du, ich mag gar nicht sagen, was du für einer bist, bey sich behält, geschweige gar Unterschluß darbietet für so einen —“ Dum, dum, dum, hum. „Ja ein Lump bist du, ein Erzlump, Christian, und bist nicht werth, daß dich dein Pech anklebt, du Uebelhauser, du Sausaus, du lebendiger Leberbrand —“ Nun schlug er immer, endlich gar den Wirbel, den er noch von den Franzosen gelernt hatte, als sie unter General Moreau den Rückzug durch Himmel und Hölle genommen hatten, um auf Erden zu bleiben. Kurzum sie mochte noch so arg schreyen, trommelte er noch ärger, und wenn sie voll Zorn die Thüre zuschlug, legte er gelassen die Trommelschlägel weg, die Trommel auch und — flüchte sich wieder ein Gläslein Schnapps heraus. Dstmals wurde sie auch müd vom vielen Schreyen und Schimpfren, dann trommelte er immer schwächer zum Rückzug aus der Hölle, und stand sie still und müd da, so ließ er noch ein Gläslein holen und schenkte ihr ein und präsentire ihr es auf der Trommel. Was geschah am Endel Sie fand die ganze Geschichte lächerlich und ließ das Schelten und Rasen, er war sonst ein guter Trödel, der Christian, und als sie gelindere Saiten aufspannte, gieng er mit der Trommel wieder heim und gieng sie hinter dem Betthimmel auf und so oft sie wollte anfangen zu schelten, griff er ganz langsam nach der Trommel und so oft Ramensitag war, tranken sie den Kaffee drauf und der Christian gieng wunderselten mehr in den Löwen.

So kann etwas eine Kriegs- und Friedens-trommel werden.

und, nach
sich hin
Christen
sich die
mit einem
sein Werk
sich sie
zu jenen
Das liegt
es an
manche
in Befehl
die nicht
ich mag
bit, des
sich der
in, dem
Erzlang,
sich den
Sauraus,
in Schlug
i, dem er
te, als sie
ang dinst
eten, um
sie mochte
und so
Erlaub zu
melchiel
die sich
Die
Schreien
es immer
we, und
er noch
er ein und
el. Was
gange So
eisen und
Abel, der
niten auf
und nieder
etstimmal
in zu sich
des Tramb
wollen sie
ein glang
und Feib



Honett und wieder Honett.

Diesmal wars aber nicht der Christan, der Schuhmacher, sondern ein lustiger Patron anderer Sort, der lag auch immer im Adler und machte es mit seinen Spässen und Schnurren, wie der Mattheis?

Mattheis
hat Eis.
Hat er keine,
so macht er eins.

Er war vordem Hauptmann in mehrerer Herren Dienst gewesen, hatte Amerika besucht, konnte alle Vogelstimmen nachmachen, hatte einen gründlichen Anfang in den schönen Künsten, namentlich in der Bauprednerey, gemacht, und erzählte er von Ostindien und von den Wilden in Nordamerika, so konnte er alles so kräftig machen, daß die Zuhörer oft mit ihren Gläsern eine Viertelstund vor dem Maul hielten, ehe sie den Wein einschroten, natürlich vor Verwunderung. Besonders im Winter füllte sich das große Wohnzimmer und der Wirth konnte nicht acht Wein genug machen. Der Herr Hauptmann schmuggelte ihn in alle Wägen, ohne daß das Maul viel davon spürte. Nur einen Fehler hatte der Herr Kapitän, nämlich den, daß er selber nicht gern zahlte und wie der Wirth einmal die verschiedenen Kerzhölzer nachsah, da belief sich die Rechnung des Herren Hauptmanns bereits auf hundert Thaler. Und als er es ihm so unter der Hand zustellte, so machte es auf den Hauptmann den nämlichen Eindruck, wie der Rauch auf die Bienen; er quarisierte sich aus. „Du gehst mir lang gut, dachte der Wirth; ich will dich schon dran kriegen.“ Allein wer war dran gekriegt, als der Wirth? Denn der Herr Hauptmann war wie der Weisel bey den Bienen, und hatte er den Weisel mit der Rechnung vertrieben, so zog der andere Schwarm auch mit und der Stock war leer, der Honig gleng aus. Den süßen Zager, sage und schreibe vierundzwanziger, wollte kein Mensch mehr trinken, weil der Herr Hauptmann nicht dessen angestammte Milde durch seine Schnurren vergessen machte. Was sollte also der Herr Adlerwirth thun? Wolte er nicht aus seiner großen Wirthsstube eine Reitschule machen, so mußte er den Herrn Kapitän

wieder haben. Also nimmt er seine Rechnung noch einmal in den Sack, geht in sein Haus Morgens um 10 Uhr, wo man den Hauptmann am besten im Bett antrifft, und grüßte ihn. „Guten Morgen, Herr Hauptmann, wie stehts?“ sagt er. „Es steht sich nie besser, Herr Adlerwirth, als wenn sich liegt.“

Da leg ich, wo ich geh und steh,
Am liebsten auf dem Kanapee!

„Ihr macht ja aber ein Gesicht, als hätten Ihr Heus schon ein Glas von ihrem besten acht im Leib? Was fehlt Euch?“ antwortete der Hauptmann. „Was mir fehlt? erwiederte der Adlerwirth. Sie fehlen mir — kommen Sie doch wieder zu mir. Sehen Sie, ich will nichts an Ihnen verdienen, aber ich kann Sie eben nicht entbehren und meine Frau sagt immer: Wenn nur der Hauptmann wieder läme. Und sehen Sie, Herr Hauptmann, damit Sie einsehen, daß ich es honett mit Ihnen meyne, so will ich die Hälfte der hundert Thalerchen streichen. Sind Sie es zusehen?“ Da richtete sich der Hauptmann verwundert im Bette auf, machte ein Paar große Augen auf den Adlerwirth, nahm die Pfeife aus dem Munde und sprach: „Nein, Herr Adlerwirth, Ihr seyd ein vorrefstlicher, edelmüthiger Mann, der mich durch seine Großmuth beschämt. Ich kann Euch zwar nicht an Großmuth übertreffen, das lassen meine Umstände nicht zu; aber wenigstens gleich kommen will ich nach Köstren. Ihr habt die Hälfte meines Kerzhölzes gestrichen, ich erkenn es mit Rührung, und aus Dankbarkeit und Erkenntlichkeit streich ich die andere Hälfte.“

Unser Schulobuch sey vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!“

Damit nahm er ein Bleystift und strich die übrigen 75 fl. auch aus. Da lächelte der Herr Adlerwirth mit Seuffzen, wie wenn die Sonne durch Wolken bricht, oder wie wenn ein kleines Kind mit Thränen im Aug freundlich ist; so wohl und weh that es ihm, Honig und Essig durcheinander, ein gesundes Getränk. „Mag auch seyn, Herr Hauptmann, sagte er, kommen Sie nur wieder!“

Damit kam der Herr Kapitän und hinter ihm, wie ein Kometenschwanz, der Schwarm von Gästen, denen er wieder Kreuzweid und

Wasserspannen vor Lagen und Sänsbant vor Furcht einjagte, je nachdem der Adlerwirth den achter gemischt hatte. Sie sollen nachher, ohne daß der Adlerwirth etwas dabey verlor, ihre Großmuth öfter an einander ausgeübt haben, bis der Wirth endlich zu seiner Frau sagte: „Ich möchte wissen, wozu ich noch ein Kerbholz für den Hauptmann halte! Da lieg du!“ Und damit warf er das Kerbholz ins Feuer und der Hauptmann hatte freye Vårth.

Ein Blinder sieht.

Ein blinder Mann gieng hinten am Stoad eines Buben, der ihn durch die Welt führte, dessen Aug sein Aug war. Nun bekommt einmal der Blinde einen Trauben zum Geschenk. „Das Ding hält sich nicht lang, sagt er zu seinem Buben, komm, wir setzen uns auf einen Stein und verzehren es mit einander, zuerst ich eine Beere, dann du eine, dann ich wieder, und dann du wieder, bis der Ramm lahl ist.“ Das war dem Buben recht und er fährt ihn in den Schatten unter eine Linde. Anfangs giengs gut; eine Weile nachher aber da wollte der Blinde seinen Buben aufs Eis führen, ob er auch ehrlisch wäre und nahm sich das nächstemal statt einer Beere zwey und so das zweytemal und das drittemal und als der Bube maußstill war, hob der blinde Mann seinen Stoad auf, schlug ihn dem Buben über den Kopf, daß es Feuer gab. Der Bube steng an zu heulen und schrie: „Was schlägt ihr mich denn?“ „Deswegen wische ich dich, weil du drey und vier Beere nimmst und wir haben es doch mit einander ausgemacht, daß wir nur eine um die andere nehmen wollen, du Salgensteid!“ antwortete der alte Mann. „Woher könnt ihr denn das wissen, da ihr blind seyd und nichts sehet?“ fragte der Bub. „Dazu braucht man keine Augen, antwortete der Alte; das liegt deutlich am Tag. Ich hab unsfern A'ford zuerst gebrochen und hab zwey Beeren auf einmal genommen. Da hast du geschwiegen und nichts gesagt. Und du bist kein so großer Heiliger, du Salgensteid, daß du mir das zu gut gehalten hättest und hättest dir nicht wenigstens noch einmal so viel

genommen. Du hast dich beziblet zu machen gewußt, du Stroich! Untersteh dich noch einmal!“

Ein Zug aus dem Leben des Christophd Columbus.

Wie mancher hat jetzt den Kalender in der Hand, der bereits in seinem Herzen den Entschluß gefaßt hat, sein liebes Vaterland zu verlassen und über dem weiten Meere sein Brod zu suchen. Ohne Schweiß im Angesicht wird er es eben auch nicht finden, wenn er einmal drüber ist. Und obwohl es jetzt nicht mehr so schwer hält, hinüber zu fahren, so sahe es im Jahr 1492 und vorher andersst aus damit. Es gehörte viel Muth und ein starker frommer Mann dazu, wie Christoph Columbus war, um fest dabey zu bleiben, daß man über das große, unabhsehbare, nie befahrene Meer fahren könnte. Der große Mann, von dem nachher die Könige von Portugal und Spanien nicht wußten, wie sie ihn genug ehren sollten, den sie zum Großadmiral und Vicekönig machten und in den Adelsstand erhoben, fast wie einen ihres gleichen behandelten, war achtzehn Jahr nicht im Stande, nur ein Schiff zu bekommen, um seine Entdeckungreise auszuführen. Verspottet als ein Träumer, verachtet als ein Weltler, zurückgestossen als ein Hoffarthspinsel bettelte er sich, wie ein Geschichtschreiber von ihm gar schön sagt, von Hafen zu Hafen, um den Königen von Europa die Entdeckung einer ganzen neuen Welt von Amerika anzubieten.

Eine halbe Stunde von Palos de Moguer, welches ein kleiner Seehafen in Andalusien ist, stand ein Kloster oder steht vielmehr noch, der Maria de la Rabida geweiht. Es wohnen Franziskaner darin. Eines Tages hielt ein fremder Wandersmann, von einem Knaben begleitet, an der Klosterpforte still, und bat den Pfbriner um ein wenig Brod und Wasser für sein Kind. Während ihm diese Erfrischung gereicht wurde, gieng zufällig der Pfor des Klosters, Bruder Juan Perez de Marchena, vorüber, ward von dem Aussehen des Unbekannten gerührt und ließ sich mit ihm, da er an seinem Wesen und seiner Aussprache merkte, daß er ein Aus-

länder war, denn Columbus war aus Genua in Oberitalien, in ein Gespräch ein, wobey er denn seine bisherigen Begegnisse kennen lernte. Dieser Unbekannte war Columbus, begleitet von seinem jungen Sohn Diego. Er war zu Fuß und suchte seinen Schwager. Der Prior war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen. Namentlich hatte er sich mit Erdbeschreibung und Schiffahrtskunde sehr bekannt gemacht. Die Unterhaltung mit Columbus gewährte ihm viel Anziehendes und er erstaunte über das Umfassende und über die Größe in seinen Gedanken. Es war ein merkwürdiges Ereigniß in dem einsbirmigen Leben eines Klostermönchs, daß ein Mann von so eigenbirmigem Charakter, und der eine so außerordentliche Unternehmung, wie die Entdeckung einer neuen Welt war, beabsichtigte, an der Pforte seines Klosters um Brod und Wasser bitten mußte. Er behielt ihn bey sich als Gast und da er seinen eigenen Einsichten nicht traute, so ließ er einen gelehrten Freund holen, um sich mit ihm zu unterreden. Dieser Freund war Garola Fernandez, Arzt in Parlos, welcher ebenfalls erstaunt war über das Aeußere und die Reden des Fremden. Es fanden in dem alten Kloster mehrere Unterredungen statt und der Plan des Columbus wurde in den stillen Klostermauern von La Rabida mit einem Eifer behandelt, der ihm unter dem Geräusch und den Unmaßungen der Hofweisen und Philosophen bisher nicht zu Theil geworden war.

Das geschah im Jahr 1485 und erst 7 Jahr drauf fand er Gehör bey dem König von Spanien. Aber Bruder Juan Perez, der Prior, der ihn hatte um Brod und Wasser bitten sehen, ward sein warmer Freund, empfahl, unterstützte ihn, erzog ihm sein Kind und wenn alle Welt vor dem Entdecker von Amerika Weibrauch opferte und ihn mit Lob überhäufte, sah der Columbus, der Großadmiral und Vizekönig, auf Bruder Juan Perez, Prior zu La Rabida, zurück. So überhebt sich ein großer Geist mitten im Glücke nicht und Dankbarkeit und Bescheidenheit sind das erste Zeichen wahrer innerer Größe. Und Columbus bedurfte solcher Demuth, denn seine undankbaren Obern legten ihn zu guter Letzt noch in Fesseln dafür, daß er Spanien den Besitz einer

neuen Welt mit unermesslichen Reichthümern verschafft hatte.

Was erkennt der geneigte Leser darin, daß Christoph Columbus bey dem alten Kloster um Brod und Wasser bitten und der Bruder Juan Perez zufälligerweise ihn sehen mußte? Zufälligerweise? Jesaias 28, 29.

Yoriks Pudel, ein Kamerad von Noah's Esel.

Der Leser merkt schon etwas und er soll hören, daß er recht hat. Ein geheimer Engländer, Namens Yorik, saß einmal in einer Gesellschaft von Geistlichen, als ein junger Mensch hereintrat. Bürst stichelte er ganz leise, am Ende schimpfte er laut auf die Geistlichen, als freyen sie Heuchler und Scheinheilige und Dummhöpfe, so daß ihn jedermann mit Unwillen ansah. Er aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr mit einer Miene fort, als sey geschimpft auch schon bewiesen. Zum Unglück aber betraf er sich auf Herrn Yorik und rief ihn zum Zeugniß auf. Yorik aber lächelte und sprach: „Ich habe da ein kurioses Thier, meinen Hektor, den Pudel da. Der ist Ihnen gar brav, geht in's Wasser, tanzt am Stecken, wartet mit der Schnupftabakdose auf, apportirt; ein durchtriebenes Kerl. Sehen Sie gefälligst, wie er mit dem Schwange wedelt, daß man fast meynen sollte, er hätte Menschenverstand im Leib. Er hat mir aber eine fatale, verdrüßliche Gewohnheit angenommen, womit er alle andere Eigenschaften wieder verdirbt. „Und welches wäre die?“ fragte der junge Mann. „Die, fuhr Yorik fort, daß er keinen Geistlichen mehr leiden kann, sondern sie anfällt, auch ohne daß sie ihn im mindesten beleidigt haben. Diese Gewohnheit, die er nun angenommen hat, ärgert mich an ihm.“ „Sitt wann, fragte der Andere, hat er denn diese Eigenheit an sich?“ „Weständig, erwiderte Yorik mit einem scharfen Blick, beständig, seitdem er ein Selbstmabel gewesen ist!“

Wenn man bey'm Regelspiel darneben wirft, heißt man es zwar auch einen Pudel, und man zielt das nächstemal besser.